

Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt.

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow.

Nr. 1

Montag, den 8. Januar

1934

Zum Geleit für 1934!

Den neuen Kreiskalender in jedes Haus!

Nicht nur in jedes Bauernhaus, nein, auch ins Haus des Handwerkers, des Arbeiters! Der Teltow nährt Euch alle, oft schon durch Generationen, treu und unverdrossen. Aber nicht allen ist die Größe und der Reichtum des Lebensstromes bewußt, der selbst aus dem Teltow rauscht. Wenn nun die Führer so ernsthaft und nachdrücklich mahnen, sich dessen, d. h. der Bindung durch „Blut und Boden“, bewußt zu werden, so will Euch Eure Heimat dafür einen Wegweiser in das Haus geben. Und weil jener Lebensstrom so bunt, so vielartig ist, kann auch dieser Wegweiser, Dein Heimatkalender, nicht anders als bunt und reichhaltig sein.

Gleich eingangs spürst Du, daß auch der Teltow mitten im großen Geschehen der Gegenwart steht. An dem guten Bild des Reichstanzlers, an den kleineren Bildern des Oberpräsidenten, des Regierungspräsidenten und unsres Landrats (mit kurzer Lebensbeschreibung). Aber auch die Berichte über den „Kampf des Kreises gegen die Arbeitslosigkeit“ (über Straßenverlegung, Brückenbau usw.) und über die „Regulierung des Seldower Flutgraben“ (vom Wiesenbaumeister Seimelt) und vor allem über das „Werden und Wachsen des Nationalsozialismus im Kreise Teltow“ (von Bürgermeister Saage-Jossen) geben Dir davon Kunde.

Dann werden Dir Lebensformen Deiner Väter gegenwärtig. „Das Dielenhaus im Kreise Teltow“ (von R. Pomplun) mit den Zeichnungen unsres W. Reichner ist ein Aufsatz, der wieder einmal lehrt, das „alte Haus“ auch anders zu sehen als unter dem Gesichtspunkt der Bequemlichkeit. Heinz Anorr führt in „Mittelalterliche Scherben“ Dir das Geschick der ersten deutschen Siedler im Teltow vor. Unser Mundartforscher Lademann spricht über das Schwinden des Plattdeutschen in der Nähe der Großstadt, teilt aber noch die Deutung usw. eines Rätsels und Dorflieder

aus Thyrow und Lüdersdorf mit, in denen jede Familie des Dorfes scherzhaft charakterisiert wird. Endlich gewinnt Du aus der „Entwicklung der Anhalter Eisenbahn“ (von R. Kieser) noch ein Bild einer Zeit, in der der Teltow dem Verkehr und den Ausflügen erschlossen wurde.

Interessante Vergangenheit wird lebendig in einem Aufsatz „von dem verwünschten Schloßchen in den Bickelsbergen“ (Chr. Voigt), in dem Bericht von der ersten „Volkszählung im Teltow“ gleich nach dem 30-jährigen Krieg (von S. Nolte), in dem Beitrag über den „unbekannten Soldaten aus dem Freiheitskrieg“, den man bei Erarbeiten ausscharrte und wieder würdig in Blankenfelde beiseite, und in dem Aufsatz von Liebden über den Soldatenkönig, wie er als Jäger Osten und Südosten des Kreises zwecks ertragreicher Jagd herrichtete.

Schließlich wird mancher noch Freude haben an den „weißen Schwalben im Teltow“ (R. Walter) und der Zusammenstellung aller in den Teltow eingeschleppten und eingewanderten Pflanzen von A. Kammann in dem Aufsatz „Adventivflora in unserem Teltow“.

So führt der Kalender Dich von der Gegenwart eines geeinten Deutschland bis zurück zu den ersten deutschen Siedlern vor 700 Jahren, führt durch Häuser, Kirche und Wiese, führt Dich in seinem 31. Jahrgang wieder einmal in jede Ecke des Kreises, von der Anhalter Bahn nach Senzig, Trebbin, Seldow, Drevitz usw. usw. Alles in allem mit den zahlreichen Bildern ein bunter Strauß, so schön und fast durchweg lebendig, daß der Teltow auf solchen Gruß der Heimat stolz sein kann.

Darum holt diesen unentbehrlichen Wegweiser zu „Blut und Boden“ in Euer Haus! Er kostet nur 70 Pf. (bei Sammelbezug 60 Pf.) und ist doch als einziger Heimatkalender der beste Kalender des ganzen Teltow. Kieser.

Die Fahrt mit dem Drachen

Ein Märchen, nach erzählt von R. Kulawoski, Hoherlehme-Wildau.

Wir kennen Märchen aus allerlei Sammlungen. Daß aber heute noch im Volksmunde Märchen leben, die nicht aus Büchern, sondern aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft sind, ist gewiß erstaunlich, noch dazu hier in der Nähe der Riesentadt. Das folgende wurde mir von dem Gutsarbeiter Karl Jurisch, Hoherlehme, 64 Jahre alt, erzählt. Er ist in Hermsdorf bei Wendisch-Buchholz geboren worden; aber schon nach 2 Jahren zogen die Eltern von dort weg und er arbeitet nun seit einem Menschenalter auf dem hiesigen Gut. Ein Buch hat er nie gelesen. Es ist das einzige Märchen, welches er noch erzählen kann, die anderen sind ihm entfallen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Die gingen am liebsten in einem Walde spazieren. Das hörten drei Riesen. Sie lauerten den Mädchen auf, griffen sie und nahmen sie mit. In einem großen Walde waren Berge. Dort hatten sie ihre Höhlen. Sie gingen hinein und die Königstöchter mußten mit. Der König trauerte sehr, als seine Kinder nicht kamen. Er ließ bekannt machen: „Wer mir die Töchter bringt, bekommt eine zur Frau und soll nach mir das Königreich erben!“ Aber niemand wußte, wo die Prinzessinnen geblieben waren. Da kamen einmal drei Soldaten in die Stadt und hörten, was geschahen war. Sie waren im Kriege gewesen und nur entlassen worden. Die beiden älteren hatten es zum Feldwebel und Korporal gebracht, der jüngste war Gemeiner geblieben, denn er machte manchmal was verkehrt. Er packte nicht auf und träumte. Als die beiden Soldaten die Geschichte von den Königstöchtern hörten, machten sie sich auf und gingen in den Wald, um sie zu suchen. Der jüngste wollte auch mit, aber sie sagten: „Dich können wir nicht brauchen, du bist zu dumm!“ und ließen ihn stehen und liefen los. Sie nannten ihn immer „Lambauer“. Er wollte nicht in der Stadt bleiben und wanderte auch durch

den Wald. Da traf er ein altes Mütterchen, das trug eine schwere Hude Holz. Er nahm ihr die Last ab und trug sie ihr. Die alte Frau fragte ihn, wo er hin wolle. Er sagte: „Ich suche die Königstöchter!“ Sie antwortete: „Drei Riesen haben sie geraubt und in ihre Höhle geschleppt. Sie wohnen tief in der Erde. Ein langer Gang führt hinab. Obendrauf aber liegt ein großer Stein, den kann kein Mensch heben. Gehe immer dahin, wo die Sonne aufgeht, so wirst du ihn schon finden. Hier hast du eine Flasche. Wenn du einen Schluck davon trinkst, wirst du den Stein heben können.“ Er wanderte fort, um die Höhle zu suchen. Unterwegs traf er seine beiden Kameraden. Er erzählte ihnen alles, was er gehört hatte, von der Flasche aber sagte er nichts. Da gingen sie mit. Sie fanden den Stein und er sagte: „Nun hebt ihn mal hoch!“ Aber sie zwangen ihn nicht. Da ging Lambauer ein Stückchen in den Wald und trank einen Schluck aus seiner Flasche. Nun hob er den Stein mit Leichtigkeit. Sie sahen in den Gang hinein. Er war sehr tief. Lambauer sagte: „Geht nach der Stadt und holt einen Waschkorb und eine lange Leine.“ Als sie wiederkamen, sagte er: „Setzt laßt mich runter, und wenn ich an dem Strick rüttle, zieht ihr mich hoch!“ Sie ließen ihn runter. Er lief durch einen langen Gang. Da sah er drei Türen. An jeder stand der Name von einer Königstochter. Er ging in die Kammer der ältesten. Die saß darin und neben ihr schlief der Riese. Sie erschrak, als sie ihn sah und flüsterte: „Gehe raus, er schlägt dich sonst tot!“ Er ging hin und nahm das Schwert, konnte es aber kaum heben. Da trank er etwas aus seiner Flasche. Er rief den Riesen an und als der sich aufrichtete, haute er ihm den Kopf ab. Die Königstochter sagte: „Es sind noch zwei Riesen hier!“ Da ging er in die anderen Kammern und schlug die beiden auch noch tot. Die

Prinzessinnen fragten: „Wie kommen wir hinauf?“ Tannbauer fuhr jetzt hinauf und sagte Bescheid. Dann ließ er sich wieder hinab, lud die Kestle in den Korb und die beiden zogen sie hinauf. So auch die beiden anderen. Nun stieg er in den Korb. Als sie ihn aber halb oben hatten, ließen sie los und der Korb sauste in die Tiefe. Sie glaubten, er wäre tot, bedrohten die Mädchen, daß sie nichts sagen sollten. Dem König aber erzählten sie, sie hätten die Töchter gerettet. Sie wollten nun Hochzeit feiern. Die Mädchen aber waren klug und wußten es so einzurichten, daß die Hochzeit immer wieder hinausgeschoben wurde.

Tannbauer aber war nicht tot. Nach einer Weile stand er auf und ging wieder in die Höhle zurück. Da fand er Essen genug, denn die Riesen hatten gut eingefahren. Als er sich kräftig fühlte, ging er umher und sah sich alles an. Er kam auch an eine Kammer, öffnete die Thür und sah hinein. Da stand ein Drache mit feurigen Augen. Der sprach: „Ich bringe dich hinauf, wenn du das Kalb schlachtest, was da steht.

Wenn wir hochfahren und ich sehe mich um, mußt du mir immer ein Stück Fleisch in den Rachen werfen, sonst fresse ich dich!“ Tannbauer versprach es. Er schlachtete das Kalb und zerschnitt es in Stücke. Am anderen Morgen fuhren sie hoch. Jedesmal, wenn sich der Drache umdrehte, schmiß er ihm ein Stück Fleisch zu und der Drache fraß es auf. Ehe sie hinaufkamen, wurde das Fleisch alle. Da drehte sich der Drache wieder um. Tannbauer nahm das Messer, schnitt sich aus der eigenen Hinterkeule ein Stück Fleisch heraus und warf es dem Untier ins Maul. Oben setzte ihn der Drache ab und flog fort.

Tannbauer wanderte durch den Wald zurück zum Schloß. Die Königstöchter erkannten ihn gleich. Sie freuten sich sehr und erzählten dem König alles, was geschehen war. Der ließ die beiden Betrüger greifen und aus dem Lande peitschen. Tannbauer aber suchte sich die älteste Prinzessin zur Frau aus. Sie feierten eine große Hochzeit. Als der alte König gestorben war, erbte er das Land.

Von den Zeltower Rüben und anderem Merkwürdigen in Zeltow

(Nach Aufzeichnungen Johann Christian Sedels, Pastors in Zeltow 1700—1738.)

Die gütige Natur hat ihre Gaben dem menschlichen Geschlechte zu gut, weder allein einem Lande noch an allen Orten desselben Landes, ausgebreitet, vielmehr allen etwas mitgeteilt, das man an anderen Orten etwa garnicht, oder doch so gut nicht findet. Sie hat nicht minder manchen Ort in einem und anderen Stücken, was demselben schädlich sein könnte, verschont; alles nach des Schöpfers Gutbefinden, Wohlgefallen und Ehren.

Zuförderst sind merkwürdig die bekannten, kleinen Rüben, oder sogenannten Stedrüben (oder Napen), die im Zeltowschen Erdreich auf dem Acker und in den Gärten wachsen, welche vor anderen Städten und Dörfern des Kreises mit einem süßen, angenehmen und gesunden Geschmack von dem gütigsten Schöpfer begnadigt sind, das auch ihres gleichen im ganzen Lande nicht sind. Ja, ob man auch wohl in anderen, auswärtigen Landen schöne und schmackhafte Rüben findet, welche große Herren lieben und vor langer Zeiten gerne aßen, so werden doch unsere Zeltowschen Rüben keinen auswärtigen an delicateste weichen, welches daraus erhellet, indem sie weit und breit geführet werden, nicht nur nach Sachsen, Böhmen, Württemberg, Holstein, Pommern und Preußen, sondern auch gar nach Westau. Anno 1730 wurden hier einige Scheffel von dem Rgl. Postamt zu Berlin aufgekauft, die man nach Lissabon in Portugal überlandte.

Die Frührüben wollen hier nicht so gut geraten, als die Herbstrüben, daher die benachbarten Dörfer mit ihren Rüben, die sie für Zeltowische ausgeben, guten Profit machen. Je später sie im Herbst gegraben werden, je länger dauern sie den Winter durch. Es gehört dazu ein gutes Mittelkand, das nicht zu streng, auch nicht gar zu sandig ist; das Land muß wohl gerichtet, drei, auch wohl viermal gepflügt und der Samen in abnehmenden Monde, wenn kein Krebs und Schorpion zu sehen ist, ausgefät werden; zu einer handvoll Samen tut man hinzu acht bis zehn Gepschen trockenen Sand, oder Erde, vermengt es unter einander, sät es, wie man den Roggen zu säen pflegt, und eggt es unter; zu einem mäßigen Fuder Mist pflegt man einen Eßffel voll Saat zu nehmen. Zu den Frührüben muß man nicht vor Alt-Marien-Verkündigung säen, geschieht es eher, so sähehen sie hernach in Saat. Man kann sie auch fast den ganzen Sommer über säen; zu den Herbstrüben aber wird auf Alt-Satob und wohl einige Tage hernach die Saat bestellt in dem Brachlande, oder, wo die Winterfaat hinkommt.

Das hieselbst wachsende Obst übertrifft an Schönheit, Größe, Geschmack und Dauer alles andere in dem ganzen Kreise, sonderlich die Borgsdorfer und Postoder Äpfel, welches einige deliciause Berliner wohl wissen, selbige gute Zeit vorher bestellen, auch wohl selbst herkommen, sich die schönsten aussuchen und wohlbezahlt zurücknehmen. Nur schade, daß die Einnahmen an einigen Jahren wegen des schädlichen Ungeziefers der Rauern fast keine Baumfrüchte gewonnen, und daher ziemlichen Verlust in ihrer Nahrung gelitten. Anno 1734 aber haben die wieder angefangen, wohl zu tragen.

Hiernächst ist merkwürdig, daß in Zeltow und auf der ganzen Feldmark keine Schlangen zu finden sind; ungeachtet sie sich daselbst in dem weitläufigen Bruch und Busche genugsam aufhalten könnten; ob auch gleich zu Zeiten sich zugetragen und jedermann hieselbst bekant ist, daß von anderen Orten sie hergeführt sind und die sich darin verstopfen und mit aufgeladenen Schlangen hierher gebracht worden, selbige aber daraus entwichen, und sich hieselbst haben verbergen wollen, so hat man nichts desto weniger bald an ihnen gespürt, ihr Klima sei dieses Orts nicht; sondern sie sind kraftlos geworden und bald gestorben, ohne den geringsten Schlag von jemand bekommen zu haben. Dergleichen geschah auch mit den Schlangen, welche den jungen

Störchen die alten zuführten; doch wieder entkamen und aus den Nestern herunterfielen. Einige wollen den hiesigen Gloden und deren Klang die Ursache dessen zuschreiben, sagend, es sei eine leberdige Schlange bei dem Fuß derselben mit eingekollert worden und solches hätte die Wirkung, die Schlangen an diesem Orte zu vertreiben.

Nun ist zwar wahr, daß auf der zu Magdeburg Anno 1518 gegossenen großen Glode eine Schlange oder vielmehr Lindwurm gestanden; die ist aber Anno 1711 nebst allen den übrigen Gloden in dem Brande zerschmolzen und ganz andere neue an deren Statt gekommen. Ueberdies ist noch nicht erweislich, und zu glauben, daß die Schlangen wegen solchen Glodenklangs keine bleibende Statt finden sollten. Andere geben vor, es wären die Schlangen durch zauberliche Künste hier weggebannt.

Wäre es in solchem Lande, darinnen der Aberglaube die Oberhand hätte, würde man solches gar leicht einem Heiligen zuschreiben oder andächtigen. Wären aber hier die Schlangen durch ein wahrhaftiges Wunderwerk weggekommen, so wäre desfalls dieser Ort um so viel mehr notable, weil man aber nirgends hiervon etwas findet. Viel weniger jemand aus einer Sache ein Mirakel machen muß, wo kein Mirakel ist, also kann man auch dieses nicht von unserm Orte annehmen und noch viel weniger hat man, da die Beschaffenheit der Sachen, daß keine Schlangen hier gefunden werden, noch immer im Dunkeln und Verborgenen bleibet, deshalb Ursach, sofort auf den Aberglauben oder auf die berüchtigte Schwarze Kunst zu verfallen.

Noch mehr.

Es haben sich auch hier die Wale in den Seen ganz verloren, da sie doch vordem in ziemlicher Anzahl sind gefangen worden. Nachdem aber Se. Kurffl. Durchl. Friedrich Wilhelm einen Wallfänger, oder Wallfang mit vielen Kosten bei dem Ausfluß des Zeltows oder sogenannten Hegeles machen lassen, hat man einige Zeit nachher keine Wale mehr in den Seen gespüret. Was die Ursache solches Abganges sei, kann man eigentlich nicht sagen. Doch kann es wohl gesehen sein, daß durch den gemachten Wallfang die Seen aller ihrer Wale sind beraubt worden; machen in solcher Wallfänger der Wal, sonderlich zu gewissen Zeiten und bei Ungewittern sich ungemein häufig darin fangen läßt.

Merkwürdige Begebenheiten mögen hier wohl viel und mancherlei sich haben zugegetragen, wenn sie nur fleißig wären aufgezeichnet, oder das Aufgezeichnete nicht wieder verloren gegangen wäre.

Unglückliche Todesfälle haben sich hier mehrmals begeben:

1703 (Dom 11 p. Epiph., den 14. Jan.) kam Hans Mattler, Bürger und Müller der hiesigen Mittelmühle, aus Unvorsichtigkeit ins Rad und damit zugleich jämmerlich ums Leben.

1706 (den 14. Sept.) sprang M. Christof Schlichtings, eines Tischlers Ehefrau (welche lange in schwerer Krankheit, ja fast agonie gelegen) in der Nacht, ehe es jemand inneworden, in den fast hundert Schritt vom Hause abgelegenen, offenen Brunnen in der Grünstraße und gab darin ihren Geist auf.

1708 fiel Hans Richter, ein hiesiger Zimmermeister von Peter Webers Stall unversehens; starb nach vier Stunden.

1711 in dem großen Brande, den 16. Januar, verbrannten ein Dienstknecht und Dienstmagd. Der Knecht Gottfried Wburg war zwar noch einen Tag am Leben, mußte aber doch mit großen Schmerzen daselbige enden; die Magd aber ward bis auf wenige Knochen vom Feuer ganz verzehret.

1719 (den 28. Juni) ist Joh. Müller aus Brandenburg, ein Unteroffizier des Rg. Pr. Bannewitzschen Regiments, unter

des Obristleutnants von Bloß hieselbst in Garnison gelegenen Kompagnie, von dem Feldscher Theodor Pfingsten aus Moers, in dem nicht lange erst gerichteten Rathhause mit dem Degen im Duell entbleibt und auf dem Kirchhof an der Mauer hinter dem Thurm in der Stille beerdigt worden. Der Täter bekam dafür seinen Lohn mit dem Schwert; die Exekution geschah zu Berlin, woselbst das Regiment wenige Tage vorher eingedrückt war.

1726 (den 28. Febr.) ward ein Knabe von vierzehn Jahren Andreas Belcke mit einem Brief nach Dahlem gesandt, aber auf dem Rückwege bei eingefallenem, stürmischem kaltem Schneewetter von allen Kräften kommend, verflammt und verfroren, des anderen Tages in der Schönwischen Fläthen tot gefunden.

1732 (den 29. Dez.) fällt George Mahlau aus Lieste, ein Dienstknecht bei Joh. Glüern in der Scheune vorm Berlinischen Thore von der Schütte auf der Scheunentür herunter (nachdem er zum Dreischen die Garben herabgeworfen hatte), daß er in wenigen Stunden sein Leben aufgeben mußte.

1733 (den 4. Juni) fällt Peter Liese, eines hiesigen Bürgers und Hüfters Peter Liefsen Sohn, siebzehn Jahre alt, auf den Steindamm vorm Berlinischen Thore, als ihm die Pferde scheu wurden und die Reine gerissen, von dem Wagen mit Stroh beladen, stürzte das Gerüd, und bleibt sofort auf der Stelle tot. — (den 1. Juli) ward Maria Liegin, Hans Batens, eines Hausmannes zu Schönw. Ehefrau, von einem, durch den entstandenen schrecklichen Sturmwind herumgeworfenen Baum in der Väterfeldischen Fläthen auf einem Wagen sitzend, erschlagen und den 2. Juli beerdigt.

1735 (den 13. Mai) fiel Donathea Elj. Meister, Joh. Ernst Webers, Bürgers und Garnwebers Tochter von sechs

Jahren, in die im Busch zum Bleichen ausgeworfene Kutsche ins Wasser und ertrank.

1736 (den 23. Juni) ward Cath. Elj. Webelin, George Riedebusch, eines Bürgers und Hüfters Ehefrau von einem starken Donner Schlag in ihrem Hause erschlagen. — (den 20. Sept.) ist ferner aus dem in einem großen Stein gehauenen und in der Kirchhofsmauer, auswärts gegen Mittag, in der so genannten Mittelstraßen, eingemauerten Kreuz zu schließen, daß daselbst ein Christenmensch unschuldiger und gewaltthamerweise müße ums Leben gekommen sein. Dergleichen unglückselige Fälle und Stellen man mit aufgerichtetem Kreuz zu bemerken pflegt, den Vorübergehenden zur Warnung, daß sie ein Kreuz davor machen und Gott bitten, daß er sie vor solcher That und Einfall gnädig bewahren wolle.

Im Jahre 1716 und in den folgenden Jahren war Hin und Her im Lande, und auch in den benachbarten Dörtern und Dörfern, als zu Arensdorf, Rudow, usw. ein großes Viehsterben, daß davor auf den Kanzeln im ganzen Lande besonders eine lange Zeit gebetet wurde. Das Uebel entstand mehrtheils wegen Mangel des Wassers in der dünnen Zeit, bis die Hohe Landesobrigkeit verordnete, zulangliche Tränken für das Vieh in dem Felde und an bequemern Dörtern anzulegen, welches hier ebenfalls in einem Felde beobachtet worden. 1729, 1730 und 1731 war der Unfall des Viehsterbens in diesem und vielen anderen Kreisen und Protogen dieses Landes noch viel größer, insonderheit hat das Havelland, der Glien und die Barnimischen Kreise großen Schaden erlitten, daß ganze Dörfer ausstarben. (Schluß folgt.)

Vom Tode und von den Toten

Volksthümliches aus der Südostecke des Kreises.

Von R. Kulawsky, Hoherlehme-Wildau.

1. Sterbegebräuche.

Wenn einer stirbt, drücken sie ihm die Augen zu. Das Fenster wird aufgemacht, damit die Seele sich nicht zu quälen braucht, wenn sie hinaus will. Meine Großmutter hat erzählt: die Alten hätten davon geredet, daß die Seele wie eine graue Maus auszieht; aber das war bloß Ion „Vertelstel“. Die Uhr wird angehalten, bis der Tote aus dem Hause ist. Manchmal bleibt sie auch von selber stehen, wenn der Tote gestorben ist. Die Leichenwäscherin wurde geholt. Oft war im Dorf keine, dann lief einer ins Nachbardorf und bestellte sie dort. Sie wusch den Toten und kleidete ihn an. Unter der Dachrinne wurde ein Loch gegraben. Da wurde das Leichenwasser hineingegossen, Waschlöffel und der Lappen hinzugelegt und alles zugeschnitten. Der Tote bekam das beste Kleid an. Ring und Brosche wurden ihm mitgegeben. Manche legten ihm Pfennige oder Groschen auf die Augen oder das Gesangbuch unter das Kinn.

Ein Toter nimmt allerlei Krankheiten mit, welche die Aerzte nicht heilen können. Ein Mädchen hatte an der Bade ein großes Feuermal, das immer größer wurde. Sie ließ es sich mit einer Totenhand dreimal bestreichen und es verschwand. So haben sie auch einmal bei einem älteren Mädchen den Kropf geheilt.

Der Tote wurde im Hause aufgestellt oder wenn es da eng war, im Scheunentür. Einen Totengraber gab es nicht. Das Grab schaufelten die Nachbarn und Bekannten. Sie trugen ihn auch auf der Bahre nach dem Friedhof. Fast alle aus dem Dorf gingen mit. Die andern Leute standen in der Hoffür und sahen ihm nach. Hatte einer darunter eine Krankheit, z. B. Herzbeschwerden, so sagte er dreimal leise:

„Herzspann weiche!
Geh mit der Leiche!“

Dann verging seine Krankheit.

Bei der Beerdigung dürfen sich die Verwandten, die im Hause des Toten wohnen, nicht umsehen, sie sehen sich sonst nach einer neuen Leiche um. Aus der Heide wurde Wacholder geholt und damit das Bett und die Sachen ausgeräuchert. Vier Wochen durstete die Sachen des Toten nicht angerührt werden. Das Bettstroh wurde aufs freie Feld gebracht und dort verbrannt. Das war das Opfer.

Mit Leichenfäulen geht auch das Besprechen des Viehes am leichtesten. — Einmal wollten in einem Stalle die Kühe nicht gedeihen. Sie gaben keine Milch und einige starben. Ein kluger Mann gab den Rat, der Stall müsse aufgegeben werden. Das geschah. Unter der Schwelle des Stalles lag ein Glas mit einem Dedel. Darin steckte ein Fluß Frauenhaar. Es waren Haare von einer Toten, die vor einem Jahre gestorben war. Das Haar wurde verbrannt, das Glas an den Kirchhofsmauer begeben. Von nun an gedieh das Vieh wieder.

2. Die Toten lassen sich vier Wochen nach ihrem Tode hören.

„Vater war gestorben. Ich war damals 12 Jahre alt, die andern Geschwister noch jünger. Vier Wochen nach Vaters Tod sagte die Mutter zu mir: „Heute abend wollen

wir aufbleiben. Vater wird wohl kommen!“ Ich blieb mit ihr auf. Wir warteten. Es war schon fast 12. Da klopfte es dreimal laut ans Fenster. Ich bekam einen mächtigen Schreck. Mutter zitterte und wurde weiß wie die Wand. Von da an ließ sich der Vater nicht mehr hören.“

„Ich habe einmal einen jungen Mann gekannt, dem ist die Frau gestorben. Sie ließ einen kleinen Jungen nach, ungefähr ein halbes Jahr alt, ein ruhiges und stilles Kind. Ein paar Tage nach dem Tode der Mutter fing das Kind an zu weinen. Es weinte immerzu; keiner konnte es beruhigen. Alles wurde versucht, aber das Kind weinte Tag und Nacht, so daß der Vater nicht mehr wußte, was er tun sollte. In der Nacht vier Wochen nach dem Sterbetag hört der Mann, wie die Stubentür aufgeht. Die Frau kommt in die Stube, geht zur Wiege des Kindes und lehnt sich darüber, als wenn sie ihm die Brust gäbe. Das Kind hört auf zu weinen, strampelt und fängt an zu plappern. Nach einer Weile tritt sie an das Bett des Mannes, sieht ihn lange an und geht wieder zurück. Dann klappt die Tür. Sie ist fort. Von da an weinte das Kind nicht mehr.“

3. Die Toten melden sich an.

„Im vorigen Monat bin ich früh aufgestanden. Es war März und da ist es immer noch schummrig. Unsere Mutter schlief noch. Ich wollte die Treppe runtergehen und das Vieh füttern. Da fingen auf einmal die Tassen im Schrank ganz laut zu klappern an. Ich dachte, es ist was umgefallen und lief rasch zurück und guckte nach. Aber es war nichts zu sehen. Am Nachmittage ging es Mutter ganz genau so. Das Geschirr auf dem Tische klapperte ganz laut. Sie dachte, die Kaze ist rausgesprungen, warf die Wäsche hin und lief zur Küche. Aber alles stand wie immer. Nach zwei Tagen erhielten wir die Todesanzeige. Er hatte sich gemeldet.“

„Einmal, das war im Herbst 15, da hatte ich den Herrn zur Bahn gefahren und lenkte nun wieder die Pferde nach Hause. Es war abend. Die Pferde gingen gut. Plötzlich stuzen sie, halten an und prusten. Sie wollten nicht weiter zu sehen war nichts. Da setzte sich keiner zu mir auf den Wagen. Ich merkte es ganz genau, wie die Federn auf der linken Seite runtergedrückt wurden. Da gingen die Pferde los; ich konnte sie gar nicht halten. So fuhren wir auf den Hof. Der alte Schülze half mir noch die Pferde ausspannen, aber wir kriegten sie nicht in den Stall. Sie kriegen hoch und schlügen aus. Wir mußten sie rückwärts hineinschieben. Er war im Stall. Die Pferde sahen ihn, wir aber nicht. — Am Abend sagte ich zu Müttern, sie solle mich um 4 Uhr wecken, da mußte ich zu den Pferden gehen. Sie weckte mich aber nicht, und ich stand erst später auf und schimpfte wie unflug. Sie war ganz still und sagte nichts. Am Nachmittage, als ich immer noch trauerte, erzählte sie mir die Geschichte. Sie hatte in der Nacht im Halb Schlaf ihren Bruder gesehen. Er stand erst eine ganze Weile an der Wand. Dann ist er in die Kammer zu den Kindern gegangen und dort stehen geblieben. Nachher trat er an das Bett der Mutter und strich über die Rissen, als wolle er sie glatt streichen. Dann war er verschwunden. Er war am Tage vorher in Frankreich gefallen.“

Ein Müllerbursche als Kirchenarchitekt

Ein Weizacker-Wunder.

R.D.W. Ein Dorf im Pyritzer Weizacker in Ostpreußen. Stattliche Höfe säumen die breite Dorfstraße. Wo sie sich zum Dorfanger erweitert, liegt erhöht der vom Feldsteinmauer umgürbete Friedhof mit der von alten Bäumen beschatteten Kirche. Das Dorf heißt Brückzig. Und seine Kirche, von außen so unscheinbar, ist eine der merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten Deutschlands; denn kein Architekt hat ihr Inneres gestaltet, sondern ein schlächter, kunstbegeisterter und begabter Müllerbursche.

Draußen dehnen sich endlos und einformig Weizen- und Rübenfelder; draußen weht schmutzlos-gleichförmig dörfliches Alltagsleben; draußen Stille um verfallende Gräber und Mäler. . . . Und hier, ein Traum — eine Wunderwelt von Formen und Farben!

Ueber uns wölbt sich eine aus Holz gebildete Dede, Kreuzgewölbe, die sich ohne Stütze von Wand zu Wand schwingen, geschnitten und farbig bemalt. In den Gewölbeabzimmern flammern auf blauem Grunde Engelsgestalten und Spruchbänder auf; verflüchten sich Arabesken, schimmern Polakunen. . . . Religiöse Mystik und heitere Lebensfreude haben sich zu einer einzigartigen Harmonie vereint. . . .

Dort der Altar, der den Subel eines reichgeschmückten Altarauffages hoch zur gewölbten Dede hebt. Die Renaissance (1613). Wie ihm wie der prächtigen Kanzel zur Seite die Formen. Im Mittelfelde thront, 1 1/2 Meter hoch, Maria mit dem Jesuskinde, umkränzt von den Gestalten vier heiliger Frauen und der zwölf Apostel. Sämtlich vollrund geschnitten, ist besonders die Mariengestalt in ihren fast gotischen Sämlan-

heit von wunderbarer Schönheit. Gediegene Arbeit mit gewundenen Säulen und in farbigen Holzern ausgelegtem Gebälk sind auch die Altarschranken.

Und hier wird uns nun auch die Frage beantwortet, wer alle die Herrlichkeit um uns geschaffen: „Michel Bahl, Mühlenbursche“ steht an den Altarschranken, und an der Orgelempore kündigt eine Tafel mit Wappen und Inschrift: „Michel Bahl, Mühlenbursch, hat diese Kirche durch Zimmer-Tischler-Drehen- und Schnitz-Arbeit ausgebaut Anno 1697.“

Traum oder Wahrheit? Während der Meister, der 80 Jahre vorher Altarauffag und Kanzel schuf, uns nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens (M. S. W.) überliefert ist, schafft um die Jahrhundertwende ein Müllerbursche einen fürstlichen Schmuck und Formen aufquellender Lebensfreude. Formt und malt wenige Jahre später in zwei anderen Weizackerkirchen, zu Kl. Küssow und Werben, ein einfacher Tischlergeselle, namens Köderitz. Ueber ein Mühlenbursche. . . .

Die reiche und farbenfrohe Weizackertraut ist selber im Werklingen. In den Museen zu Stettin und Pritz studieren wir die Trachten und den bunten und schön geformten Weizackerhausrat heute am besten. Nur die außen so schlächtesten Kirchen sind noch urwüchsig und künden im Innern von einer Volkstunst, deren Spätblüte mit dem Namen eines Müllerburschen und eines Tischlergesellen verknüpft ist.

Wer aber nach der Abstantung der einst so kunstfertigen Weizackerbevölkerung fragen sollte, dem sei verraten, daß die Urväter der Weizackerbauern vor 600 Jahren vom Niederrhein über die Altmark eingewandert sind.

Der Bahnhof ohne Zugverkehr — Wochenendbesuch im Eisenbahn-Museum zu Berlin

R.D.W. In diesen Tagen zwischen Herbst und Winter, da es draußen stürmt, aber noch nicht schneit, da Nebel, Regen und feuchte Kälte uns den wärmeren Ofen der freien Natur vorziehen lassen, ist es die rechte Zeit, unsere wochenendliche Wander- und Reisehunger durch einen Besuch im Berliner Eisenbahn-Museum zu stillen. „Verkehrs- und Baumuseum“ — wie es mit seinem richtigen Namen heißt — zu befrichtigen. Im ehemaligen Hamburger Bahnhof in der Invalidenstrasse, der seine architektonisch schöne Front den vorübergehenden Zügen der Stadtbahn zuwendet, ist es untergebracht. Und jene geheimnisvolle Kraft, die beim Anblick eines Bahnhofs in uns die sehnsüchtige Reisehunger weckt, strahlt auch noch den ehemaligen Bahnhof aus, in dem viele Lokomotiven, viele Eisenbahnwagen stehen, Weichen und Signale gestellt werden, aber kein Zug ankommt, keiner abfährt, — in dem alles nur ein Gedächtnis ist.

Aber der Traum aus unseren Kindertagen, einmal selbst auf einer Lokomotive in einem Stellwerk zu stehen, einmal auf unseren Willen Signale und Weichen sich betätigen, Züge sich in Bewegung setzen und anhalten zu sehen, — der findet hier Erfüllung. Das macht den Besuch des Eisenbahnmuseums so reizvoll: Man ist hier nicht Objekt des Moloche Verkehrs, sondern der Ordnung, die Materie beherrschende Geist ist auf unserer Seite, meistens in Gestalt eines freundlichen alten Eisenbahners, der uns auf unseren Wunsch die von ihm betreuten Objekte erklärt und im Gang setzt.

Hundert Jahre Eisenbahn, das sind Hundert Jahre Verkehrs-geschichte schlechthin, werden hier gleichsam „spielend“ gelehrt; denn daß sich alles dreht, alles bewegt, ist einer der ersten Grundsätze für die schönen Modelle. Gleich beim Betreten des Museums stehen wir vor einer umfangreichen Nachbildung des Monarch Hauptbahnhofs mit seinen verwirrenden Gleisanlagen, seinen zahlreichen Unter- und Ueberführungen. Ein großer, gleich einem Himmelsdom darüber gekuppelter Glaslasten hindert allzu begeisterte Besucher daran, mit rauher Hand — wie Gulliver bei den Giliputamen — störend in emtiges Getriebe einzugreifen. Nicht weit davon leitet ein offener Personenwagen 3. Klasse der Breslau-Freiburger Eisenbahn aus dem Jahre 1843 die umfangreiche Wagen-sammlung ein. Welch Unterschied zwischen diesem Wagen, dessen einziger „Komfort“ in dem zerstückel gedrehten Säulen der Armlehnen besteht, bis zu den Modellen moderner Schnellzugwagen, die am vorläufigen Ende dieser Entwicklung stehen! Weißt beachtete Glanzstück dieser Schau ist zweifellos der prunkvolle Salomonscher Kaiser Wilhelm II. mit seinen kostbaren Intarsien, Damastmöbeln und mit dem fachelgelackten Walfischraum. Der Wagen heißt die lange Reihe der Lokomotiven gegenüber. Von Hedlens „Puffing Bill“ (1813), Stephensons „Roder“, der Stegerins des denkwürdigen Lokomotivrennens von Nürnberg (1829), und des „Adler“, der am 7. Dezember 1835 den ersten deutschen Eisenbahnzug vom Nürnberg nach Fürth zog, Maschinen, die mit ihrer langen

Schornsteinen einer Straße ähneln, bis zu den Dampfrossen mit ihren langgestreckten Leibern, den modernsten Schnellzugmaschinen, sind sie in entzückenden, betriebsfähigen Modellen vertreten.

Einblick in den kompliziertesten Betrieb der Eisenbahnen geben neben dem Stellwerk im Hofe die zahlreichen Streckenmodelle, die Eisenbahnlandschaften mit ihren Blockstellen, Signalen und Weichen, deren interessanteste wohl das S-Bahnmodell mit der Bahnhöfen „Alexanderplatz“, „Börse“ und „Friedrichstraße“ ist, bei dem auch nicht die Drei-Weichen-Signale und die automatischen Fahrsperrern fehlen. In einigen Monaten wird sich zu diesen Schaukästen ein großes Modell eines Kreuzungsbahnhofs stellen. Das das Museum in eigener Werkstatt herstellt. Wer tiefer in das Wesen des Eisenbahnverkehrs eindringen will, kann hier an einer Fülle von Schauobjekten das Vermelde-, Sicherungs- und Signalwesen studieren, erhält neben vielen anderen Teilgebieten in der Haarmannschen Gleissammlung einen in der Welt einzigartigen Ueberblick über die Geschichte und die verschiedenen Systeme des Gleisbaues und der Gleisbettung, ja, sogar die älteste bekannte Schienenbahn aus einem ungarischen Goldbergwerk mit hölzernen Gleisen! Doch all dieses ist nur ein Auschnitt aus dem Museum, dessen andere Abteilungen — für Hochbau und Wasserbau — mit ihren nicht minder interessanten Schaukästen, Modellen von Kanälen, Brücken, Schleusen, Talperrern u. v. a. m. der Knappheit des Raumes wegen hier nur erwähnt werden sollen.

Das Museum ist geöffnet: Dienstags bis Freitags von 10—15 Uhr, Sonnabends von 12—16 Uhr, Sonntags von 11—15 Uhr. Eintrittspreis an allen Tagen 20 Pf.

Der größte Heilsprudel der Welt

R.D.W. In Bad Deynhausen, zwischen Teutoburger Wald und Weserbergland, bricht aus einer Gesteinstiefe von mehr als 700 Metern der größte Heilsprudel der Welt, der Jordansprudel, unter dem Druck von sieben Atmosphären über 40 Meter hoch empor und schüttet 7000 Liter in der Minute, über 10 Millionen Liter am Tage. Die natürliche Wärme der Quelle beträgt 35° Celsius, die Sättigung an Heilmaterialien mehr als 4 Prozent, und jedes Liter des Sprudels enthält etwa 1150 Kubikzentimeter komprimierte Kohlensäure. Der Jordansprudel ist die größte unter den neun Heilquellen Bad Deynhausens.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiefer, Gröben, Post Ludwigsfelde.